



Aus Freude am Lesen

Über Generationen haben die Frauen der Familie Gilly die Salzfarm in Prospect auf Cape Cod, an der Küste Neuenglands, bewirtschaftet und mit ihrem Salz die Geschicke des kleinen Städtchens mitbestimmt. Denn dem Salz werden magische Kräfte nachgesagt, was die Gilly-Frauen zeitlebens zu Außenseitern macht – so auch die Schwestern Jo und Claire, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Jo, eine kämpferische Eigenbrötlerin, lebt nur für die Salzfarm, während die hübsche Claire sich nichts sehnlicher wünscht, als diesen verwunschenen Ort und das Gerede der Leute endlich hinter sich zu lassen. Als sie den begehrtesten Junggesellen der Gegend heiratet, scheint sich ihr Traum von einem neuen Leben zu erfüllen. Doch das Schicksal führt sie wieder zurück, und die Schwestern müssen sich einem lang gehüteten Familiengeheimnis stellen.

TIFFANY BAKER hat Kreatives Schreiben studiert und in viktorianischer Literatur promoviert. Ihr Debütroman *Engelsflügel* schaffte es auf Anhieb auf die New-York-Times-Bestsellerliste. Tiffany Baker lebt mit ihrem Mann und drei Kindern bei San Francisco.

TIFFANY BAKER BEI BTB
Engelsflügel. Roman (73909)

Tiffany Baker

Das Geheimnis
der Salzschwestern

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Sonja Hagemann*

btb

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
The Gilly Salt Sisters bei Grand Central Publishing, Hachette
Book Group Inc., New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2013

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2012 by Tiffany Baker

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 bei btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Published by arrangement with Grand Central Publishing, New
York, NY, USA.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen.

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotive: © plainpicture/Harald Braun; Getty Images/
Photographer's Choice/Tim Robberts

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74472-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Edward

*Es kann das Auge nicht sagen zur Hand:
Ich bedarf dein nicht.*

Erster Brief des Paulus an die Korinther, 12,21.

PROLOG

Und wieder einmal war in Prospect die Zeit des Feuers gekommen, die Zeit für Kälte und Eis, die jedoch auch Raum bot für Hitze und Rauch. Es war der Moment für Salz und Prophezeiungen, an dem Vergangenheit und Zukunft sich streiften und das Alte dem Neuen wich, was es auch mit sich bringen mochte.

Wie jedes Jahr hatten die Männer der Stadt auch dieses Mal eine ganze Woche gebraucht, um den Scheiterhaufen zu errichten. Sieben Tage lang hatte Claire genau beobachtet, wie der Holzstoß mitten auf Tappert's Green immer weiter wuchs. Die dicksten Stämme bildeten die Basis und waren in gleichmäßigen Abständen am Boden verteilt, so dass die Luft dazwischen zirkulieren konnte. Darüber türmten sich die dünneren Äste zu einem riesigen brennbaren Tipi. Die Männer sahen zu ihr hinüber, wenn sie mit ihrer Salzlieferung langsam an ihnen vorbeifuhr, hielten kurz in ihrer mühevollen Arbeit inne. Mit vor Kälte geröteten Wangen starrten die bulligen Typen sie dann unter ihren Hüten misstrauisch an. Keiner von ihnen grüßte, und das hatte Claire auch gar nicht erwartet. Denn wenn sie und ihre Schwester nicht wären, wäre das Feuer schließlich gar nicht nötig.

Claire's Familie war bei den Feierlichkeiten nie willkommen gewesen, obgleich sie doch der Anlass dafür war. Sie walteten hier nur ihres Amtes. Zunächst entzündete der Stadtälteste den

Scheiterhaufen. Dann traten entweder Claire oder ihre Schwester Jo mit einer Handvoll Salz vor, um es in die Flammen zu werfen und herauszufinden, was es ihnen zu sagen hatte. Es handelte sich dabei um die simpelste Art der Weissagung: das Aufeinanderprallen zweier Elemente. Wenn die Flammen sich blau färbten, sagten sie der Stadt damit ein erfolgreiches neues Jahr voraus. Flackerte das Feuer gelb auf, stand eine Veränderung an. Schwarzer Rauch hingegen war zu schrecklich, um auch nur darüber nachzudenken.

Als Claire zum ersten Mal diese Aufgabe übernommen hatte, hatten sich die Flammen tatsächlich schwarz gefärbt.

Sie war damals erst sechs und so klein, dass sie sich recken musste, um die Körnchen den Flammen übergeben zu können. Es knisterte und knackte, und dann erhob sich ohne jeden Zweifel pechschwarzer Qualm. Hinter ihr schnappten die Stadtbewohner keuchend nach Luft und pressten ihre Kinder fester an sich. Dann verengten sie die Augen zu Schlitzen wie Käuze auf der Jagd und zogen sich in die Schatten zurück. Der Kreis rund um Claire, ihre Mutter und ihre Schwester wurde immer größer und kälter.

Jo legte Claire die Hand auf die Schulter, beugte sich zu ihr hinunter und flüsterte ihr ins Ohr: »Jetzt tritt vom Feuer weg. Das Salz hat gesprochen, daran kannst du nichts ändern. Nimm meine Hand und komm mit Mama und mir mit.«

Claire runzelte die Stirn: »Können wir denn nicht noch bleiben?« Den ganzen Herbst über hatten ihre Schulkameraden von dem Fest erzählt, bei dem Musik spielte, getanzt wurde und es im Schein der Flammen sogar zu dem einen oder anderen verschämten Kuss kam.

Jo schüttelte den Kopf. »Niemals. Das habe ich dir doch erklärt, Claire. Wir sind nur hier, um die Zukunft zu offenbaren, aber nicht, um daran teilzuhaben.« Und bevor ihre Schwester noch weiter protestieren konnte, packte Jo sie am Arm und zog

sie mit sich, marschierte mit ihr zurück in ihre ruhige Marsch. Dabei vermied Jo die Blicke der anderen, selbst den von Whit Turner, dem reichsten und charmantesten Typen in der Stadt, der noch dazu ihr Liebster war. Claire sah, wie Whits Mutter Ida höhnisch den Mund verzog, als sie vorbeigingen, so, als seien sie nicht besser als die Asche unter ihren Schuhen.

Jahr für Jahr war das der Moment, in dem sie den sandigen Weg nach Hause zurückgingen und dabei das immer lauter werdende Getöse der Festlichkeiten und das Jauchzen der Menschen hörten, die ihre eigenen kleinen Salzrationen ins Feuer warfen. Jedes Mal ärgerte Claire sich darüber, dass sie derart ausgeschlossen wurden, und beschwerte sich bei Jo und ihrer Mutter. Sie fand, dass die Gillys wie alle anderen waren und trotz des Salzes auch ums Feuer tanzen sollten.

Aber das war damals, als sie noch ganz unschuldig war, bevor die Liebe kam und sie mit ihren rußigen Fingern streifte. Von dieser Berührung erholt man sich nie, und vielleicht sollte es ja auch genau so sein, dachte Claire. Das Leben zeichnete die Menschen, und auf die Unglückseligen, die ungeschoren davorkamen, wartete im Jenseits womöglich ein viel heißeres Feuer. Claire musste es wissen, immerhin war sie einst ... nun ja, nicht frei von Sünde gewesen, aber doch frei von allem, was diese mit sich brachte. Ihre Vergangenheit hatte ihre Zukunft noch nicht eingeholt, auch wenn sie das irgendwann tun würde, denn so ist das im Leben. Seltsamerweise hatte ausgerechnet ein Mann Gottes Claire diese Wahrheit der Sterblichen gelehrt.

Jahrelang hatte sie sich dem Salz verweigert. Jo hatte es jedes Jahr am Vorabend des 1. Dezember in die Flammen geworfen und die Konsequenzen ihrer Prophezeiung getragen, bis Claire diesem ganzen heidnischen Spuk ein Ende gemacht hatte. Kein Feuer mehr. Kein Salz. Sie hatte der Tradition völlig den Rücken gekehrt. Gewisse Elemente konnte man jedoch nicht ignorieren, das hatte Claire auf die harte Tour gelernt – man kann das

Land nicht verleugnen, auf dem man geboren wurde, denn *aus der Erde sind wir genommen, zur Erde sollen wir wieder werden.*

Das alles lag jedoch längst Jahre zurück. Inzwischen gehörte sie eher zur reiferen Sorte der Frauen mittleren Alters, die ganze Stadt hatte sich zusammengerottet wie ungezogene Kinder nach überstandem Hausarrest, und Claire befand sich mitten unter ihnen, war vielleicht sogar eine von ihnen. Jo ebenso. Claire spürte die Präsenz ihrer Schwester, die ihr bei der Aufgabe den Rücken stärkte. Die Menschen in Prospect pressten voller Erwartung die Hände unters Kinn, als ein runzeliger Timothy Weatherly die Fackel an die Scheite hielt. Es knisterte, und dann konnte Claire den Rauch riechen: eine Mischung aus Erlenholz, Ulme, Kiefer und Harz. Zunächst war der Geruch beißend und rau, als die Flammen dann höher stiegen, wurde er jedoch süßlicher, die Hitze zog das Öl aus den Hölzern und verteilte es in der eisigen Winternacht. Der Duft nahm zu und stieg auf, er wusch die Sünden und den Kummer des vergangenen Jahres ab. Claire sog das Aroma wieder ein, nahm eine gewisse Zimt-Note wahr, und dann flackerte unerwartet eine reine Ozonflamme auf. Nun war es an der Zeit, mit ihrer Handvoll Salz vorzutreten.

Die Nacht war seltsam klar und der Himmel so sternensübersät und farbenfroh wie die Kleider, die sie einst in einem anderen Leben getragen hatte. Die fröhliche Kakophonie der Menge – das Gequäke eines Kindes, die schrägen Töne einer Flöte, die Fußballgesänge einer Gruppe Teenager – wurde leiser und verstummte, als sie ihren Platz einnahm und das Salz hochhielt, so dass jeder es sehen konnte. Und dann ging ein plötzliches, schreckliches Raunen durch die Menge, als die Flammen gelb aufblitzten.

Gelb stand für Vorsicht, für mögliche Gefahr. Claire sah zu Jo hinüber und schüttelte den Kopf. Vielleicht ein Todesfall, vielleicht großes Pech. Irgendetwas Unerwartetes. *Wen würde es treffen*, fragte sich Claire, als sie nach Jos Hand griff. Mr Wea-

therly mit seinen ächzenden Hüften und rostigen Werkzeugen? Die hübsche Hope Fell, die doch in zwei Monaten aufs College gehen sollte? Eine der jungen Mütter in der Stadt, die nach der Schwangerschaft immer noch müde und rundlich waren? Bevor Claire sich weiter darüber den Kopf zerbrechen konnte, setzte das Spiel der Flöte erneut ein und die Nacht umfing sie. Bald ertönten wieder Gelächter, Geschrei und das Weinen eines Säuglings, während Jo und sie in der Dunkelheit verschwanden und sich auf den Heimweg machten. Denn das Leben ging weiter, selbst in Prospect, trotz der Weissagung des Salzes.

Nur eben nicht ganz so, wie sie sich das vorgestellt hatten.

KAPITEL 1

Letzten Endes, dachte Jo, würde sie ihr Leben wohl einfach keine Geschichte des Salzes nennen. Teile schmeckten auf der Zunge bitter, manche waren rau, und andere würden sich im Laufe der Jahre einfach aufgelöst und keinerlei Spuren hinterlassen haben. Übrig geblieben waren die konzentrierten Elemente, Kristalle, die zwischen den Zähnen knirschten und glänzten. »Schotter« nannten das die Leute in Prospect, aber es war weit mehr als das, darüber war sich Jo im Klaren. Dieses Salz war eine Verkörperung von Kummer und Leid, greifbar gewordene Geschichte. Darin lag alles, was sie und ihre Schwester sich hätten sagen sollen, was aber nie ausgesprochen wurde.

Aber so funktionierte das Schicksal nun mal. Es war raffiniert und ein wenig hinterhältig – oder etwa nicht? Oft kam es ausgerechnet dann mit etwas Neuem an, wenn man sich doch eigentlich erst um das Alte kümmern sollte. In Jos Fall war dieses Neue ein Brief von der Harbor Bank in Boston. Der schlichte Umschlag brachte Worte von noch größerer Klarheit. Die Sache sah in etwa so aus: Jos Mutter hatte einst in der Hoffnung auf bessere Zeiten einen zweiten Kredit auf die Salzmarsch der Familie aufgenommen. Das wusste Jo, sie zahlte dieses Darlehen ja schon seit Jahren zurück, aber die besseren Zeiten waren leider nie gekommen. Stattdessen sollten sich die Darlehenszinsen zu Jos Erstaunen nun drastisch erhöhen. Würde Jo diese Diffe-

renz nicht aufbringen können, mahnte die Bank, dann säße sie bald auf dem Trockenen. Sie solle sich doch einfach einmal bei ihnen melden.

Tja.

Den äußerst beeindruckenden Goldlettern des Briefkopfes nach zu urteilen, der alle Filialen die Ostküste rauf und runter aufzählte, war die Harbor Bank nicht wie Prospects bescheidene kleine Plover Bank, in der Jo und die anderen Bewohner der Stadt ihre täglichen Geldgeschäfte erledigten. Das erklärte natürlich auch, warum Jos Mutter die Harbor Bank überhaupt erst aufgesucht hatte, um Geld zu erbitten. Niemand, der die Salt Creek Farm kannte, würde sein hart verdientes Geld in dieses Unternehmen stecken.

Jo war versucht, zum Telefon zu greifen und ihre Seite der Geschichte zu schildern, dann kamen ihr jedoch Bedenken, und sie ließ den Hörer auf der Gabel. Wer auch immer ihr diesen Brief aus Boston geschickt hatte, ahnte mit Sicherheit nicht, dass der Untergang der Salt Creek Farm auf der engen Landzunge von Cape Cod auch das Ende von Prospect bedeuten würde, da das Schicksal der beiden – Salzmarsch und Stadt – eng miteinander verknüpft war. Keiner wusste mehr so genau, wie oder warum eigentlich, es war einfach immer so gewesen, seit Jos Vorfahren dieses Land als Erste mit Hacke, Spaten und krummem Rücken bearbeitet hatten.

Jo schob den Brief in der Küche in die Kramschublade, überlegte es sich dann aber noch einmal anders und stopfte ihn in die Mülltonne. Sie nahm an, dass es egal war, was sie mit diesem Brief anstellte. Diese Banktypen würden ihr ja doch wieder schreiben, bis sie eines Tages die Nase vollhaben und direkt die Polizei schicken würden.

Die Leute in Prospect machten Jo für die seltsamen Launen des Salzes verantwortlich, als ob sie eine Substanz kontrollieren könnte, die selbst entschied, wann sie fest wurde oder sich bei

der erstbesten Gelegenheit wieder auflöste. Deshalb war Jo auch nicht gut auf die Menschen in der Stadt zu sprechen, immerhin hatten die sich in ihrer Jugend Jahr für Jahr ganz freiwillig am Vorabend des 1. Dezember der Gnade des Salzes ausgeliefert, und sie musste vortreten und ihr Päckchen ins Feuer werfen, um zu sehen, was die Zukunft brachte. Jo wusste nicht, durch welches wissenschaftliche Prinzip das Salz die Flammen färbte, nur, dass es eben passierte – und zwar ohne ihr Zutun.

Dabei wünschte sie wirklich, sie könnte die Zukunft beeinflussen. Dann würde sie nämlich die namenlosen Angestellten der Harbor Bank mit einem Zauber belegen, damit sie ihr die Schulden erließen. Aber diese Menschen waren offensichtlich nicht an der wundersamen Alchemie des Gilly-Salzes interessiert. Was sie interessierte, war Arithmetik. Hauptsache, auf ihrer Seite wurden schwarze Zahlen geschrieben, alles andere war nicht weiter wichtig, das wusste Jo. Gegen eine solche Logik kam man nur schwer an.

Aber diese Leute konnten ja auch nicht sehen, was Jo vor sich hatte, wenn sie auf die Veranda hinaustrat. Ihre Blicke wanderten nicht unwillkürlich zu den Becken hinüber, um zu sehen, ob sich dort schon Kristalle bildeten. Sie wären nicht dazu in der Lage, in den Müllbergen hinter der Scheune kleine Schätze zu entdecken, und sie hätten ganz bestimmt auch nicht Jos Zuversicht, dass ihr ramponierter Pick-up sie nicht im Stich lassen würde. Es stimmte schon, besonders gut sah der Wagen nicht mehr aus, aber er lief noch immer ganz ordentlich. Sie stieg ein und ließ den Motor an. Egal, was die Bank sagte, heute war Liefertag, und sie musste ihre Runde drehen, auch wenn sie damit recht schnell fertig sein würde. Als sie die holperige Straße entlangruckelte, vorbei an der winzigen St.-Agnes-Kapelle, fragte sie sich besorgt, wie viel Zeit ihr hier wohl noch blieb auf dem einzigen Stück Land, das ihr so vertraut war. Ein Monat? Vier? Vielleicht ein ganzes Jahr, wenn sie Glück hatte?

»Wir würden es bevorzugen, eine für alle Beteiligten angenehme Lösung zu finden«, hatte in dem Schreiben der Bank gestanden. »Setzen Sie sich doch bitte mit uns in Verbindung.« Jo schnaubte und schaltete mit einem Ruck in den dritten Gang. Sie konnte sich genau vorstellen, wie man dort reagieren würde, wenn sie mit ihrer von Narben übersäten rechten Gesichtshälfte, dem dicken Glasaugen sowie den von der täglichen Arbeit in den Salinen ganz steifen und verblassten Kleidern zur Tür hereinspaziert käme. Andererseits war das vielleicht gar keine schlechte Idee. Womöglich stimmte ihr Anblick die Banker milde.

Erstaunt sah Jo auf, sie hatte gar nicht bemerkt, dass sie schon in der Stadt angekommen war. Geteiltes Leid ist halbes Leid, Jo stellte da keine Ausnahme dar. Die Salt Creek Farm hatte zwar in den letzten zehn Jahren schwere Zeiten durchgemacht, doch es erfüllte Jo mit Genugtuung zu sehen, dass es dem Rest von Prospect ähnlich ging. Inzwischen war die Bücherei nur noch dreimal in der Woche geöffnet und die Post nur noch vormittags. Mr Friends Eisenwarenhandlung, ein staubiges Durcheinander von veralteten Werkzeugen, harrte direkt neben dem Ramschladen noch immer an der Ecke Bank Street/Elm Street aus, aber der Friseur sowie der Imbiss hatten mittlerweile dichtgemacht. Dessen früherer Besitzer, Mr Hopper, war vor drei Jahren an einem Schlaganfall gestorben und hatte somit die Stühle des Lokals leer und die Männer der Stadt hungrig zurückgelassen. Natürlich schob Prospect die Schuld auf das Salz, aber davon wollte Jo nichts hören. Sie wusste ganz genau, wer hinter dem Niedergang des Ortes steckte: ihre kleine Schwester Claire. Sie war doch diejenige, die vor zehn Jahren von der Salt Creek Farm geflüchtet war – sie hatte sich der natürlichen Ordnung der Dinge widersetzt und Jo einer Arbeitskraft beraubt. Als Heranwachsende hatte Jo das Salzgut zusammen mit ihrer Mutter und Claire bewirtschaftet, und obgleich sie damit kein Vermögen verdient hatten, waren sie immer über die Runden gekom-

men. Aber nach Claires Heirat und dem Tod ihrer Mutter hatte Jo feststellen müssen, wie schwer es für eine einzige Frau war, die Arbeit von dreien zu erledigen. Tatsächlich war es, wie ihre magere Salzausbeute bewies, sogar unmöglich.

Und in letzter Zeit schien sich alles, was Jo auf dem Gut in Angriff nahm, negativ auszuwirken. Wenn sie zum Beispiel beschloss, die zarte Kristallschicht in den Becken abzuschaben, dann hieß das, dass sie keine Zeit hatte, die kaputte Schleuse am Wehr zu reparieren. Und wenn sie sich endlich darum kümmerte, dann konnte sie in dieser Zeit nicht die Rinnen säubern, die langsam verschlammten. Dieses Jahr hatte sie ein Drittel der Verdunstungsbecken verschlickten lassen, wodurch diese nicht mehr zur Produktion taugten und brachlagen. Außerdem war Jo gezwungen, das Loch im Dach zu ignorieren, über die verzogenen Holztore in den kleineren Schleusen hinwegzusehen und sich eben irgendwie zu behelfen, wenn ihr Werkzeug aus Metall langsam verrostete. Natürlich litt die Produktivität unter all dem. Sie brauchte neue Geräte, musste den Truck reparieren und die Veranda des Wohnhauses ausbessern, und jetzt hatte sie auch noch Schulden abzubezahlen. Schulden, von deren Existenz sie nicht einmal gewusst hatte.

Darüber hinaus steckte die Marsch noch in ganz anderen Schwierigkeiten, von denen die Bank in Boston allerdings nichts wusste. In Wahrheit war es gar nicht schlimm, dass Jo so wenig produzierte, weil sie in Prospect sowieso kaum Ware verkaufte. Auch daran war ihre Schwester schuld. Claire hatte beinahe alle Kunden vergrault, bis auf die einheimischen Fischer, die das Salz gerne benutzten, um Fang und Köder zu kühlen. Jo hatte die böse Ahnung, dass sie ohne die Geschäfte mit Männern wie Chet Stone, dem Onkel von Claires erster Liebe, jetzt genauso tot im Wasser treiben würde wie die Fische in seinem Tank. Jo wusste, dass Claire die Dinge, die sie nicht ausstehen konnte, auch unbedingt allen anderen verleiden wollte. Dann

führte sie sich auf wie ein launisches Kind, das sein Spielzeug lieber wegwarf, als es anderen zu überlassen, ohne Rücksicht auf mögliche Folgen.

Jo musste daran denken, wie Mr Upton, der Lebensmittelhändler, in seinem ersten Sommer in der Stadt nichts von ihrem Salz hatte wissen wollen. Sie war zu jenem Zeitpunkt sehr jung gewesen, hatte ihrer Mutter gerade mal bis zum Knie gereicht, als sie in seinem Laden vorbeischaute, um ihm eine Kostprobe zu bringen. »Nein danke«, lehnte er damals mit einer Handbewegung ab. Ihre Mutter verlegte sich nicht etwa aufs Diskutieren. Sie lächelte nur zuckersüß. »Gut«, sagte sie. »Das ist schon in Ordnung.« Und dann marschierte sie mit Jo zur Tür hinaus. Es dauerte nicht lange, bis der Fluch seine Wirkung zeigte. Eine Woche später war das Fleisch in Mr Uptons Laden verdorben, und in der frischen Butter fand sich Fliegendreck. Ein Regal mit Dosenbohnen stürzte um und traf Mabel Arch an der arthritisgeplagten Hüfte, der Fischhändler weigerte sich zu liefern, und die geschnittenen Brotlaibe schimmelten in Plastiktüten vor sich hin. Jos Mutter wartete noch zwei weitere Tage ab und konnte bei ihrem nächsten Besuch im Laden feststellen, dass Mr Upton seine Meinung plötzlich geändert hatte. Er würde ihr Salz doch verkaufen.

Inzwischen gehörte er zu den wenigen in Prospect, die es immer noch führten, auch wenn es bei ihm hinter dem Tresen stand, ganz unten in einem staubigen Regal, für dessen Erkundung man eigentlich eine Höhlenlampe brauchte. Früher hatte er davon zig Säcke bestellt, jetzt hatte er immer nur einen oder zwei davon vorrätig – nicht so viel wie von anderen Produkten, aber doch genug, um das Salz nicht zu vergrätzen. Wenn Jo sich erkundigte, ob er Nachschub benötigte, wick Mr Upton ihrem Blick meistens aus und schüttelte bedauernd den Kopf. »Im Moment nicht«, sagte er dann und schloss die Kasse. »Vielleicht nächsten Monat.« Jo knirschte nur mit den Zähnen und hätte

Claire am liebsten bis zum Hals in dem von ihr so verhassten Salz eingegraben und sie so zurückgelassen, bis Jo all ihre früheren Kunden wiederhatte.

Andererseits konnte sie Claire nicht für alles die Schuld geben. Wenn es umgekehrt gekommen wäre, vermutete Jo, wenn sie Whit geheiratet hätte und im großen Turner-Haus wohnen würde und Claire ganz allein in der Marsch im Matsch stecken würde, dann hätte sie mit Sicherheit die Menschen von Provincetown bis Falmouth dazu gebracht, nach ihrem Salz zu lechzen. Jos Lieferwagen war zwar eine Rostlaube, aber er fuhr noch. Sie hätte das ganze Kap abklappern und sich nach neuen Kunden umsehen sollen, das war ihr schon klar, aber so, wie Fremde die Narben auf ihrer rechten Gesichtshälfte anstarrten, war das leichter gesagt als getan. Und außerdem blieb auch dann noch die Frage, wer sich um die Marsch kümmerte, während sie in der Weltgeschichte herumgondelte.

Und da war sie auch schon am Ende der Welt angelangt, oder vielmehr bei den Docks, an denen die letzten paar Fischerboote wie zerfressene Korken auf dem Wasser tanzten. Die durch die OPEC und die anhaltende Energiekrise ständig steigenden Benzinpreise brachten immer mehr Kapitäne dazu, aufzugeben und der See den Rücken zuzukehren. Wirklich schade, dachte Jo, nicht nur, weil sie dadurch Kunden verlor, sondern auch, weil die Docks ohne den Verkehr am Kai noch schäbiger und heruntergekommener aussahen als früher – die Pier stand gefährlich krumm da, an entscheidenden Stellen fehlten Planken, an anderen war das Holz morsch. Hier war der Niedergang der Stadt besonders deutlich zu erkennen. Vorsichtig betrat Jo die Hauptpier und hielt auf Chet Stones Boot zu.

»Hallo, Seemann!«, grüßte der jedes Mal, wenn er sie kommen sah. Das war ironisch gemeint, weil Jo nie im Leben auch nur einen Fuß auf eines der Fischerboote setzen würde, ganz egal, wie oft man sie einlud. Aus Chets tragbarem Radio erklan-

gen Nachrichten über die amerikanischen Geiseln im Iran. Der Fischer runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Was ist nur aus der Welt geworden?«, fragte er und streckte die Hand nach dem Salz aus, das Jo ihm mitgebracht hatte. »Die Leute bleiben einfach nicht mehr da, wo sie hingehören. Gut, dass du noch hier bist.« Er grinste und stellte den Sack zu seinen Füßen ab. »Denn damit bleiben meine Fische kühl und mein Boot sicher. Aber diese armen Kerle ...«, er deutete mit dem Daumen auf das Radio, »tja, ich fürchte, für die kann man wohl nichts mehr tun.«

Wortlos griff Jo nach dem Geld, das er ihr reichte. Insgeheim befürchtete sie aber, dass Chet Stone über sie so ziemlich dasselbe sagen und die Seefahrt an den Nagel hängen könnte, wenn er von dem Brief wüsste, der sie erreicht hatte. Und ohne ihren treuesten Kunden würde sie dann ganz schön in der Klemme sitzen. Sie räusperte sich und schob sich das Geldbündel in die Jackentasche. »Mach dir da mal keine Sorgen«, beruhigte sie ihn schließlich. »Ich habe nicht vor, irgendwo hinzugehen.«

»Das hoffe ich auch«, antwortete Chet und wandte sich wieder dem Köder zu, den er gerade zurechtschnitt. »Sonst geht hier nämlich alles den Bach runter.«

Auf dem Weg zurück in die Stadt hing Jo in Gedanken noch immer dem Gespräch an der Pier nach und hätte vor dem alten Imbiss fast eine Leiter umgefahren. Sie parkte den Truck, stieg aus und näherte sich dem staubigen Fenster.

»Hey«, rief ein Mann mit kantigem Kinn, den Jo noch nie zuvor gesehen hatte, »passen Sie doch auf, wo Sie langlaufen!« Verdutzt sah Jo nach oben, wo eine pummelige Jugendliche auf der obersten Sprosse stand und ein Schild aufzuhängen versuchte, auf dem »Zum Leuchtturm« stand. Jo blinzelte. Sie hatte gar nicht mitbekommen, dass ein neuer Besitzer das Lokal übernommen hatte. Angesichts dieser Erkenntnis schlug ihr Herz

ein wenig schneller. Frisches Blut in der Stadt bedeutete neue Kunden. In der Hoffnung, dass ihre Schwester ihr noch nicht zugekommen war, stemmte Jo die Hände in die Hüften und rüstete sich für ein spontanes Verkaufsgespräch.

Sie nahm den Mann unter die Lupe und sah dann wieder zu dem Mädchen hinauf. Der Altersunterschied war so groß, dass sie eigentlich nur Vater und Tochter sein konnten, oder vielleicht Onkel und Nichte, dachte Jo. Der Mann trug einen bereits leicht ergrauten Bürstenschnitt und hatte Hände voller Altersflecken. Das Mädchen war eine rundlichere Version von ihm. Pralle Bäckchen und eine Stupsnase, dazu so dicht beieinanderstehende Augen, dass man die junge Frau nicht wirklich als hübsch bezeichnen konnte. Solche Mädchen wurden in Prospect entweder früh in die eisernen Bande einer Ehe mit einem brutalen Mann gezwungen oder entkamen diesem Schicksal und endeten als Fischweiber mit harten Mündern und ebensolchen Herzen. Aber für dieses Mädchen hier lag das alles ja noch in weiter Ferne. Jetzt hingegen war es für Jo an der Zeit, ihre Ware unter die Leute zu bringen.

Fremde standen dem Salz – und ihr, was ja fast dasselbe war – ziemlich misstrauisch gegenüber, also wunderte es Jo nicht, dass der Mann und die teiggesehtige junge Frau beim Anblick ihrer Narben das Gesicht verzogen. Seit dem Feuer, das sie so gezeichnet hatte, waren fast dreizehn Jahre verstrichen, aber an manche Blicke, die ihr galten, hatte Jo sich immer noch nicht gewöhnt. Offensichtlich war ihr Inneres nicht auf dem gleichen Stand wie ihr Äußeres, doch das ging vermutlich allen so. Die meisten Leute ließen es sich nur nicht anmerken. Der Mann, der jetzt vor Jo stand, sah jedenfalls nicht so aus, als würde er sich darüber den Kopf zerbrechen. Er wirkte vielmehr, als erwarte er von seinen Mitmenschen, dass sie sich in Reih und Glied vor ihm aufbauten und salutierten.

»Etwas weiter nach links!«, rief er dem Mädchen zu. »Nach

links, verdammt noch mal!« Die junge Frau seufzte, tat dann aber wie geheißten, bevor sie die Leiter auf schwerfällige, linkische Art hinunterstieg, so, als hätte man ihr eine eigene Meinung schon frühzeitig ausgetrieben. Dann bemerkte Jo jedoch, wie sie mit den Augen rollte, als der Mann nicht hinsah, und begriff, wie falsch sie da gelegen hatte. Die junge Frau hatte durchaus eine eigene Meinung, behielt sie aber ganz einfach für sich. Jo wartete ab, bis das Mädchen wieder mit beiden Beinen auf der Erde stand, und bemerkte dann: »Weiter nach rechts wäre besser gewesen.«

Der Mann runzelte erneut die Stirn, kam schließlich herüber und streckte ihr die Hand entgegen. »Cutt Pitman«, stellte er sich vor. »Und das ist meine Tochter, Dee.« Er wies auf das Mädchen. »Das Restaurant ist noch nicht eröffnet.«

Jo ignorierte die ausgestreckte Hand. »Joanna Gilly«, erwiderte sie. »Ich bin auch nicht hier, um etwas zu essen. Ich habe Ihnen Salz mitgebracht.« Sie zog eine kleine Kostprobe ihres Salzes aus der Tasche und drückte es dem Mann in die schwierige Hand. »Rufen Sie mich an, wenn Sie eröffnen, dann bringe ich Ihnen noch mehr vorbei. Über den Preis werden wir uns schon einig. Ich bin nächsten Dienstag wieder in der Stadt.«

Sie wandte sich ab, doch so einfach ließ der Mann sie nicht gehen. »Und warum sollte ich von Ihnen Salz kaufen, wenn ich das auch pfundweise abgepackt bekomme?«, wollte er wissen.

Jo verschränkte die Arme und leckte sich am rechten Mundwinkel über die juckenden Narben. »Wenn Sie mir nichts abkaufen«, erklärte sie, »dann wird hier auch niemand essen.«

Cutt grinste. »Wer sagt das?«

Jo starrte ihn mit ihrem guten Auge an. »Das ist das Seltsame an dieser Stadt«, antwortete sie. »Es würde zwar keiner etwas sagen, trotzdem würden die Leute einfach wegbleiben. Wir sehen uns nächsten Dienstag.« Und damit machte sie auf ihrem guten Absatz kehrt.

»Lästige alte Vogelscheuche«, murmelte der Mann. Dann winkte er seine Tochter heran und schickte sie noch einmal die Leiter hinauf. »Mehr nach rechts. Nein, nach rechts!«, hörte Jo ihn knurren.

Gut, im Moment wollten sie ihr Salz nicht, aber das überraschte Jo nicht. Sie wussten es nun mal nicht besser. Für sie war ihre Ware vermutlich so gewöhnlich wie Hausstaub, dachte Jo, und ebenso nützlich. Die Absage bereitete ihr jedoch keine Bauchschmerzen. Sie musste den Pitmans nur etwas Zeit geben – das war alles. Geduld ist eine Tugend, mahnte sie sich selbst, ließ den Motor ihres alten Trucks an und fuhr los. Und das war gut so, denn zurzeit blieb ihr außer Geduld nicht mehr viel.

Als Jo zu Hause ankam, ging die Sonne bereits unter, der Abend war aber immer noch mild, richtig schön. Statt des üblichen Schellack-Graus erinnerte die Farbe des Himmels eher an poliertes Holz, die Luft waberte golden und sanft. Jo glaubte ganz fest an den Himmel. Denn zum einen war er ihr einziger Begleiter, zum anderen log er nie. Wenn Ärger ins Haus stand, dann warnten Wind und Wolken Jo alsbald, vielleicht deshalb, weil sie in einer stürmischen Nacht geboren wurde. Solches Wetter hatte sie auf die Welt begleitet und würde einst, so hoffte sie, auch ihren Abgang untermalen. Allerdings wünschte sie sich, rechtzeitig davor gewarnt zu werden. Sie betrachtete die Marsch, ließ den Blick über ihre strudelnde Ordnung wandern: der Hauptgraben, der die Salinen vom Meer abschnitt, die Überschwemmungsbecken, die kleineren Rinnen und schließlich die Verdunstungsbassins, die in Reihen mitten in der ganzen Anlage ruhten, das stets wachsende und schrumpfende Herz der Marsch.

Zu dieser Jahreszeit war der Schlamm so alkalisch, dass er in Mikroorganismen schwelgte: Die Becken zeigten sich in leuch-

tendem Lila oder Kupfergrün, und nur ein einziges war blutrot. Das war das Becken von Henry – Jos Zwillingsbruder, der im Alter von acht Jahren ertrunken war. Jedes Jahr häufte Jo das purpurfarbene Salz auf seinem Grab auf. Sie wusste nicht, was sie sonst damit tun sollte. Verkaufen konnte sie es schließlich nicht, und selbst benutzen wollte sie es auch nicht. Das käme ihr so vor, als ob sie sich an ihrem eigenen Fleisch und Blut vergriff.

Hinter Henrys Becken lag die Scheune und daneben die kleine Wiese mit dem Familienfriedhof der Gillys. Auf diesem Gottesacker, der vor vielen Jahren gesegnet worden war, um ihre leblosen Körper zu empfangen, lagen nur Knaben begraben. Weil der Tod das Leben umfängt, hatte ihre Mutter ihr erklärt, Jo dachte jedoch oft, dass es vielmehr umgekehrt war und das Leben den Tod umarmte. Warum sollte man denn sonst einen schönen Sonntagsbraten genießen oder das Vogelgezwitscher an einem Sommerabend oder ein Weihnachtslied oder sonst irgendetwas? Aber vielleicht, dachte Jo, konnte sie das sagen, weil sie durchs Feuer gegangen war. Seit dem Unfall empfand sie alles schärfer und klarer: das Brennen der Luft auf ihrer zerfurchten Haut, den Wechsel der Jahreszeiten. Die Farbe blühender Frühlingsblumen konnte sie völlig sprachlos machen, und der Herbst ... na ja, im Herbst war sie so einsam und verfroren, dass sie am liebsten nur noch weinen wollte, wenn der Wind über das Land fegte und die Blätter mit sich riss. Wenn dieses Gefühl Jo ergriff, dann ging sie zu den Gräbern hinüber und ruhte sich dort ein Weilchen aus. Auch wenn das irgendwie seltsam klang, tröstete dieser Ort sie doch immer wieder, wenn ihr Traurigkeit die Kehle zuschnürte. Es machte ihr Mut, daran erinnert zu werden, dass es auf der Welt etwas noch Härteres und Kälteres gab als den Winterhimmel am Kap.

Um solche Dinge brauchte Claire sich natürlich keine Gedanken zu machen. Sie war jetzt eine Turner, und für die Turners waren die Aussichten immer um einiges rosiger. Dazu musste

man sich nur ihr Haus ansehen, diesen riesigen monströsen Kasten, der mit all den schiefen Veranden und Erkerfenstern oben auf Plover Hill thronte. Im Laufe der Generationen hatten sich die Turners dort die Kapversion eines Schlosses errichtet. Es bestand aus so verdammt vielen Zimmern, dass Jo sich beim besten Willen nicht vorstellen konnte, wofür Whit und ihre Schwester sie alle brauchten. Aber so waren die Turners eben, sie bissen immer mehr ab, als sie kauen konnten. Jo wusste, dass es in letzter Zeit auch für Whit und Claire nicht so gut gelaufen war, dennoch standen sie immer ein wenig besser da als sie. Ihnen gehörte zum Beispiel noch immer der felsige Hügel, auf dem ihr Haus erbaut war, die Sanddünen, die links und rechts an die Straße grenzten, ein Teil von Drake's Beach und die Pier in der Stadt sowie auch ein Großteil der Stadt selbst. Tatsächlich war das Einzige, was ihnen in der näheren Umgebung nicht gehörte, die Salt Creek Farm, auch wenn sie sich redlich darum bemüht hatten, das Gut zu kaufen.

Ob man nun an Flüche glaubte oder nicht – und Jo tat es –, niemand konnte verleugnen, dass zwischen den beiden Familien böses Blut herrschte und dass Unglück und Zwist bereits seit Urzeiten zwischen Gillys und Turners standen. Es war eine Fehde zwischen Körper und Seele, denn während die Turners das finanzielle Herzstück von Prospect waren und Geld in die Stadt pumpeten, verkörperten die Gillys die spirituelle Seite – unantastbar, unergründlich und über solch weltlichen Schund wie die Turner-Dollars erhaben. Und so wie der Kopf manchmal mit dem Körper auf Kriegsfuß steht, obwohl er auf ihn angewiesen ist, so verdross in Prospect die Anwesenheit der einen Familie die andere. Während die Turners darauf angewiesen waren, dass das Salz der Gillys mit seinem Zauber den Wohlstand der Stadt gewährleistete, brauchten die Gillys das Geld der Turners, um im Geschäft zu bleiben. Sie hatten nur gemein, dass die Menschen in der Stadt beide nicht leiden konnten.

Trotz allem hatte Jo es Claire nie übel genommen, dass sie eine so unkluge Entscheidung getroffen und Whit geheiratet hatte. Als Whit klar geworden war, dass er Jo nicht haben konnte, hatte er auf typische Turner-Manier umdisponiert. Er hatte Jo auf dieselbe Art einfach das weggenommen, was sie am meisten liebte, wie er früher im Ramschladen Gummibonbons stibitzte und sie dann eins nach dem anderen in aller Seelenruhe vor der Ladentür verspeist hatte, ohne sich darum zu scheren, wer ihn dabei sah, und ohne zu teilen – nicht einmal mit Jo.

Bevor sie eine Schwester ziehen lassen musste, hatte Jo bereits einen Bruder verloren. Henry und sie wurden während eines schlimmen Nordoststurms im März 1942 geboren. Jos Mutter erzählte immer, dass damals drei Tage lang die Welt stillgestanden habe. Die Telefonverbindung war abgebrochen, am ganzen Kap war der Strom ausgefallen, die Straßen waren unpassierbar, Kirchen und Läden geschlossen. In Hyannis waren sogar die Krankenhaustüren zugefroren, was aber eigentlich egal war, da sich sowieso niemand hinauswagte.

Allseits bekannt war die Tatsache, dass der Sturm in der kleinen St.-Agnes-Kapelle das Antlitz der Muttergottes zerstört hatte. »Oh, das war wirklich furchtbar, mein Kind«, erklärte Pater Flynn Jo, als sie ihn einmal nach dem Vorfall fragte. Er hockte sich hin und sah sie gelassen an. »Ich war während des Sturms nicht hier, ich hatte in der Stadt etwas für die Gemeinde zu erledigen, und als ich zurückkam, waren die Fenster völlig zerstört, die Vordertür stand weit offen und Unsere Liebe Frau war von der Hand Gottes berührt worden. Ich habe sie so belassen, damit sie uns immer an seine Macht erinnert.« Er verstummte kurz und runzelte die Stirn. »Na ja, und außerdem haben wir auch nicht die Mittel, um sie wieder herrichten zu lassen, aber vielleicht bekommen wir das Geld ja bald zusammen. Eines Tages.« Er beugte sich vor, legte Jo die Hand auf den

Scheitel und lächelte mild. »Dann wollen wir mal mit deinem Katechismus beginnen.« Er verstummte wieder kurz, und Jo dachte schon, dass er noch etwas zu der Geschichte hinzufügen würde, er sagte aber nichts weiter, und sie ließ enttäuscht den Kopf hängen. Für Pater Flynn waren die Ereignisse um Unsere Liebe Frau also das einzig Besondere an ihrer Geburt.

Als Jo älter wurde, erzählte ihre Mutter ihr eine komplettere Version der Geschehnisse und sparte dabei nichts aus – das dachte Jo zumindest. Als sie schließlich herausfand, wie kreativ ihre Mutter mit der Wahrheit umging, war Jo bereits selbst eine Expertin in der Kunst des Lügens. Jeden Abend zur Schlafenszeit setzte sich ihre Mutter an ihr Bett und enthüllte ein weiteres kleines Fragment ihrer Familiengeschichte, wenn Jo in ihren Augen dafür bereit war. Jo brauchte bis in ihre Teenagerjahre, um die unschönen Einzelheiten zu verdauen.

Aus den Erzählungen ihrer Mutter erfuhr sie, dass der Sturm auch auf der Salt Creek Farm sein Unheil mit dem Wenigen getrieben hatte, was ihm die Landschaft hier bot. Die Batisranken waren zu Venen aus Eis erstarrt. Die Salzbecken, die sie für das jährliche Säubern im Frühjahr geleert hatte, waren voller Schnee, und am Drake's Beach schlugen die Wellen so hoch, dass man zehn Jahre später in den Dünen noch immer Reste von Treibholz finden würde.

Jos Mutter hatte die Kinder allein zur Welt gebracht. Wenn man die Gewohnheiten von Jos Vater bedenke, sei das aber vermutlich auch besser so, erklärte sie. Er saß in der Stadt fest, war bei Freunden untergekommen, trank dort Bier und erzählte schmutzige Witze, während Jos Mutter ihren größten Topf mit Wasser füllte, es auf dem Herdfeuer zum Kochen brachte und ein noch gutes Bettlaken in Streifen riss. Sie legte Zwirn und Schere bereit, fütterte den Ofen mit so vielen Scheiten, wie sie wagte, bereitete einen weiteren Stapel Feuerholz vor, hockte sich dann neben die Flammen und wartete.

Als Jos Vater nach dem Sturm endlich nach Hause kam, ging er nicht direkt ins Haus. Stattdessen blieb er auf der Veranda stehen und nahm die Schäden nach dem Unwetter in Augenschein.

Jo konnte es sich ganz genau vorstellen. Vielleicht hatte der Sturm die eine oder andere Kiefer entwurzelt und auf den Weg gepustet wie dünnes Kraut. Sicher lagen überall Schindeln herum wie tote Vögel, und die toten Vögel selbst waren wohl in den Fluten versunken wie Steine, die vom Himmel fielen.

Das Salz war in diesem Moment bestimmt unter der Schneedecke versteckt, und die Salt Creek Farm sah dieses eine Mal genauso aus wie alle anderen Grundstücke in Prospect. Vermutlich war das der Grund, oder vielleicht war Jos Vater nach dem Fußmarsch nach Hause auch einfach ausnahmsweise einmal nüchtern, Jo jedenfalls stellte sich vor, dass die Wolken, die sonst seinen Verstand benebelten, plötzlich aufrissen und er sich für einen Augenblick ein Leben jenseits des Salzguts ausmalen konnte. Jo nahm an, dass er bereits in diesem Moment die Beine in die Hand genommen und sich davongemacht hätte, wäre nicht die Tür des Gutshauses knarzend aufgegangen und warme Luft nach draußen geströmt. Da stand Mama im Nachthemd und hielt statt einem Baby zwei im Arm: ihren Bruder, rothaarig und sommersprossig wie alle Gillys, und Jo, so dunkel wie die Asche im Kamin.

Die Seele ihres Vaters wurde wieder von Wolken überschattet. »Jetzt sag mir wenigstens, dass eins davon ein Junge ist«, knurrte er, und Jos Mutter nickte und streckte ihm den Säugling mit dem roten Schopf entgegen.

»Na, dem Himmel sei Dank«, antwortete Jos Vater und schob sich dann an seiner Frau vorbei, um sich an der Flasche Gin gütlich zu tun, die er im kaputten Klavier im Flur aufbewahrte. Zwei tiefe Schlucke für die zwei Babys. Seit Jo sich an ihren Vater erinnern konnte, sah er eigentlich immer doppelt.

Wenn ihr Vater kein Säufer gewesen wäre, dann hätte ihre

Mutter wohl überhaupt nicht geheiratet, erklärte diese Jo einmal mit vorgeblicher Seelenruhe.

»Wieso?«, fragte Jo.

»Das liegt am Salz«, seufzte Jos Mutter. »Die Leute haben Angst davor. Es gibt hier weit und breit keinen nüchternen Mann, der dich oder Claire heiraten würde, es sei denn, man zwingt ihn mit vorgehaltener Waffe dazu – und vielleicht nicht einmal dann.«

Mama zufolge war Jos Vater nicht immer so gewesen. Als fähiger Mechaniker hatte er seinen mageren Lebensunterhalt einst damit verdient, klapprige Autos wieder in einen halbwegs fahrbaren Untersatz zu verwandeln. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hatte er sich freiwillig gemeldet, weil er dachte, dass er vielleicht an Jeeps und Panzern arbeiten könne, die Armee hatte ihn jedoch abgelehnt.

»Schwaches Herz«, erklärte bei der Untersuchung der Arzt mit den Glubschaugen, der mit jedem Vokal den Mund weit aufriss. »Sieht schlimm aus. Sie können von Glück reden, wenn Sie dreißig werden, von vierzig ganz zu schweigen.«

Jo war stets davon ausgegangen, dass dies im Leben ihres Vaters den Wendepunkt darstellte. Damals fing er wohl an zu trinken, denn wenn er schon draufgehen würde, dann wollte er sich die letzten Jahre wenigstens noch etwas versüßen. Und als er dann auch noch Jos Mutter heiratete, versumpfte er vollends, und seine schlimmsten Vorahnungen wurden Wirklichkeit. Schlamm erwartete ihn auf der Veranda, wenn er nur einen Fuß nach draußen setzte, er trübte den Grund der Ablaufrinnen, war im Salz selbst zu finden und färbte es seltsam grau. An all dem war für ihn Jos Mutter schuld und das Salz, das sie erntete.

»Hat sie einen Pferdefuß?«, spotteten seine Freunde, wenn sie nach einem ihrer üblichen Saufabende aus Fletcher's Tavern traten und im Rausch über ihre Schnürsenkel stolperten. »Trinkt sie das Blut von Frühlingslämmchen?« Jo wusste ganz genau,

was die Kumpel ihres Vaters von den Frauen der Familie hielten. Für die waren sie Stolpersteine auf ihrem Weg, unheimliche Schatten, die ihre Wände heimsuchten, wenn sie nachts nicht schlafen konnten. Denn die Gilly-Frauen kannten ihre Zukunft. Wenn Jos Mutter mit dem Truck vor der Kneipe stand und wartete, jaulte stets einer seiner Kumpane: »Wie konntest du nur, Tommy? Warum hast du bloß diese Hexe geheiratet?«

»Das war das Salz«, antwortete Jos Vater dann, und das brachte alle zum Schweigen. Denn wenn eines den Männern in Prospect die Sprache verschlug, dann war es das Gilly-Salz, das jedes Jahr am Vorabend des ersten Dezember aufflackerte, Butter zu Sahne schlagen und völlig unberechenbar offene Wunden heilen oder verschlimmern konnte, ohne dass je einer wusste, was der Fall sein würde.

»Ja«, nickte Jos Mutter und löschte das Licht. »Es war das Salz, das stimmt. Nur leider weiß auch ich nie im Voraus, was es mit sich bringt.«

Jo kuschelte sich in ihre Decke und versuchte einzuschlafen. Mama hatte wie immer recht. Die Gillys wussten wirklich nie so genau, was das Salz noch für sie bereithielt. Denn sonst, dachte Jo, wäre ihr Leben wohl ganz anders verlaufen. Nicht zuletzt hätte sie dafür gesorgt, dass ihr Bruder am Leben geblieben wäre.

In dem Sommer, in dem Henry ertrank, waren Jo und er acht Jahre alt. Das war im August 1950, als alles ringsumher, was nicht längst verdorrt war, gerade unter der sengenden Sonne brutzelte. In jenem Jahr war es für Jo eine besondere Qual, mit ihrer Mutter in der Stadt einzukaufen und dort den Stadtkindern mit ihren hübschen Badeanzügen und Sandalen zu begegnen. Nicht nur wegen der Hitze, sondern weil sie sich zum ersten Mal der Unterschiede zwischen deren und ihrem eigenen Leben bewusst wurde. Es störte sie nicht besonders, aber es fiel

ihr auf. Die anderen Kinder in ihrem Alter machten sich mit ihrer Mutter auf den Weg zum Strand, trugen hübsch geflochtene Zöpfe und hatten Plastikeimerchen dabei, während Jo zu ihrer Welt aus Schlamm, Fliegen und Arbeitsklamotten zurückkehrte.

Sie hatte keine Zeit für Spielzeug. Statt eines Sandeimerchens hatte sie eine Holzschüssel und eine Schubkarre, die sie von den Becken zur Scheune hinüberschob. Tatsächlich gehörte zu ihren Utensilien auch ein verbeulter Eimer, aber der diente dazu, Muscheln oder die Schnecken im Garten einzusammeln. Im kühlen Gang des Lebensmittelladens fragte sie sich, wie es wohl wäre, eine Mutter mit zarten Händen zu haben, die geblümete Kleider statt Männerhosen trug und die von den anderen Müttern mit einem Lächeln begrüßt wurde. So war es bei ihnen nämlich nie. Wenn Mama sich der Theke näherte, zogen die anderen Frauen ihre Töchter näher zu sich heran und wandten den Blick ab. »Kümmer dich gar nicht um die«, flüsterte Mama dann, und fuhr mit ihr schnell wieder heim, zurück zum Salz, das doch an all ihren Problemen schuld war.

Jener August war so heiß und trocken, dass sie davon doppelt so viel ernten konnten wie sonst. Jos Mutter kratzte es jeden Abend aus den Verdunstungsbecken, kam mit der Arbeit aber einfach nicht nach – nicht einmal mit Jo an ihrer Seite. Jos Vater war ihnen keine Hilfe. Zum einen war er ein Mann und durfte deshalb nicht in den Bassins arbeiten, zum anderen war er faul und ließ sich auf dem Gut auch nur selten blicken. Man konnte ihm das aber nur zum Teil vorwerfen, denn das Salz war ausschließlich für Frauenhände bestimmt. Jos Vater konnte zu Beginn der Saison den Schlamm aus den Rinnen schaufeln oder die Dämme zwischen den Becken ausbessern, Mama und Jo waren jedoch diejenigen, die die Kristalle aus den Becken holten, vor allem die zarten und reinen Flocken, die oben auf der ansonsten groben Masse tanzten.

»Männer sind zu sehr daran gewöhnt, sich ihren Weg mit

Gewalt zu bahnen«, erklärte Mama, als sie ihre Finger um Jos Hände auf dem Griff der hölzernen Harke schloss, das Arbeitsgerät dann über die Oberfläche des Verdunstungsbeckens schob und die Kristalle zu ihnen heranzog, ohne dass sie dabei nass wurden. »Frauen wissen besser, wie man seinen Willen bekommt, ohne dabei etwas aufzuwühlen.«

»Henry ist aber gar nicht so«, wandte Jo ein und umklammerte den Holzgriff. Ganz im Gegenteil, dachte sie, ihr Bruder war überhaupt nicht so, wie man sich einen Jungen eigentlich vorstellte, sondern vielmehr zart und scheu wie eine Muschel. Schon von Geburt an hätten sie unterschiedlicher nicht sein können, Henry hatte nämlich den roten Schopf und die Sommersprossen ihrer Mutter, Jo hingegen dunkle Haut und Augen wie ihr Vater.

»Da kommt dein Portagee-Blut durch«, sagte ihre Mutter immer, als seien Jo und ihr Vater die letzten Überlebenden eines exotischen Stammes und nicht etwa Nachfahren europäischer Einwanderer. Mamas Familie, die Gillys, deren Namen sie aus reiner Dickköpfigkeit beibehalten hatte, war durch und durch irisch, bis hin zu ihren sommersprossigen Füßen und ihrem Glück beim Karten- und Würfelspiel. Auch das hatte Jo nicht geerbt. Ihre Füße waren nussbraun, und ihr Temperament war so unveränderlich wie ein Zug, der seinen Gleisen folgte – ungünstig für den Spieltisch, aber genau richtig für ein Leben in der Salzmarsch.

Für ihren Bruder wäre stattdessen eine Bibliothek der passende Ort gewesen. Der kränkliche, kurzsichtige Knirps hatte im unfassbaren Alter von drei Jahren lesen gelernt und hockte seitdem stundenlang auf der Veranda, wo er seine Nase in Bücher steckte, die die Generationen von Gillys vor ihm zurückgelassen hatten. Jo kehrte von ihrem Tagwerk im Salzschlick heim, und Henry plapperte los, erzählte ihr vom Lebenszyklus der Mäuse oder beschrieb die verschiedenen Arten von Wolken in alphabetischer Reihenfolge.

Jo stellte sie sich gern gemeinsam im Bauch ihrer Mutter vor. Bestimmt war Henry zerstreut herumgeschwebt, während sie bereits die Dinge in die Hand genommen und die eingehende Nahrung zwischen ihnen aufgeteilt hatte, damit er das Essen nicht vergaß.

Ihre Mutter unterbrach ihre Tagträumerei, wuchtete eine weitere Ladung auf das kleine Erdpodest neben dem Becken und schob sie zu einem sauberen Häufchen zusammen. »Nein«, stimmte sie zu, »Henry ist nicht so.« Sie hielt einen Moment inne, und in ihren Augen lag ein abwesender Ausdruck. »Vielleicht ist das seine Rettung.«

»Und was ist meine Rettung?«, fragte Jo.

Mama sah zu ihr hinab, als sei sie überrascht, plötzlich eine Tochter vor sich aus dem Boden sprießen zu sehen. »Du brauchst doch keine. Das Salz ist nur auf Knaben nicht gut zu sprechen.«

Jo verzog das Gesicht. Das klang gar nicht gut. Es hörte sich eher wie eine Rechtfertigung dafür an, dass die Mädchen die ganze Arbeit machen mussten. »Was soll das heißen?«

Mama schüttelte den Kopf, als wollte sie Fliegen verscheuchen. »Nichts.« Sie löste die Hände von Jos Harke. »Jetzt versuch es mal alleine. Die Bewegung muss aus der Schulter kommen.«

Jo war mächtig stolz auf das Neuerlernte und prahlte vor Henry mit dem kleinen Rechen, den ihre Mutter ihr gegeben hatte. Doch ihr Bruder zuckte nur mit den Achseln und rollte mit den Augen. »Warum freust du dich denn über noch mehr Arbeit?«

»Das ist keine Arbeit«, korrigierte ihn Jo und ordnete die Bänder ihrer neuen Drillichschürze. »Mama sagt, das ist ein Handwerk. Und du kannst es nicht erlernen, weil du ein Junge bist.«

Henry zuckte wieder mit den Achseln. »Umso besser.« Er kannte sich mit den Abläufen auf dem Gut nicht aus und hatte

auch nicht das geringste Interesse daran, also übernahm Jo die zusätzliche Aufgabe, die Becken auszukratzen, mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sie sich am Abend eine Extraportion Kartoffeln auf den Teller lud. Die Arbeit füllte sie aus, auch wenn sie nicht besonders spannend war. Sie dachte über die Worte ihrer Mutter nach, darüber, dass das Salz auf Jungen nicht gut zu sprechen war, und fragte sich, ob Henry vielleicht weniger Glück hatte, als er wusste, und ob das Salz über eine größere Macht verfügte, als sie sich das alle vorstellten. Es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, dass es vielleicht einfach nur die Geschichte auf seiner Seite hatte.

In jenem August schickte Jos Mutter sie jeden Abend hinunter zu den schlammigen Rinnen, um in den Becken den Wasserstand zu kontrollieren. Wenn die Bassins beinahe trocken waren, kratzte Jo den gräulichen Schlamm von ihrem Grund und füllte die Senken dann wieder auf, indem sie an den Seilen der Schleuse zog und mit der Winde die Tore öffnete, so dass sich das Wasser aus dem Sammelbecken verteilte. Sie dachte dabei an ihren Bruder, der zurückgezogen wie eine Schnecke in seinem gemütlichen Bett lag, und er tat ihr leid, weil er so viel verpasste: das Gurgeln in den Rinnen zu ihren Füßen, die Linie der vorbeiziehenden Pelikane am Horizont, die ihre Formation so präzise einhielten wie eine Bomberstaffel. Es kam Jo so vor, als würde die Welt hier ganz allein für sie eine Vorstellung geben.

Als es immer heißer wurde, machte sich Jos Mutter beständig Sorgen um den Wasserstand und schickte Jo zwei-, dreimal am Tag hinaus in die Marsch. Doch das reichte noch immer nicht aus. Das Salz bildete sich nun derart schnell, dass sie gar nicht mehr hinterherkamen. An einem Tag, an dem es so brüllend heiß war, dass Jo das Gefühl hatte, man könne ein Spiegelei auf ihrer Stirn braten, fuhr sich Jos Mutter schließlich mit der Hand durchs Haar und beschloss, sich den Konventionen zu widersetzen.

»Geh zur Veranda und hol deinen Bruder, bevor du den Was-

serstand überprüft«, sagte sie. »Dann könnt ihr die Schleusen zu zweit öffnen, und es geht doppelt so schnell. Erledige das und hilf mir dann, das Salz in Säcke zu füllen.« Das passte Jo gar nicht. Sie war sich sicher, dass Henry ihr überhaupt keine Hilfe sein würde. Nur sie wusste, wie sie die Seile lösen und die Tore an den Schleusen öffnen musste, nur sie erkannte, wann genug Wasser in die Becken gelaufen war.

»Bist du dir sicher?«, fragte Jo und biss sich angesichts ihrer Aufmüpfigkeit auf die Lippe. »Kann mir Daddy nicht lieber helfen?«

Ihre Mutter blickte mit resignierter Miene zum Haus hinüber, wo Jos einjährige Schwester Claire schlief und ihr Vater auf der Wiese davor an einem alten Auto herumschraubte, eine Tätigkeit, die er gelegentlich für einen tiefen Schluck aus der Flasche zu seinen Füßen unterbrach. »Wohl eher nicht«, seufzte Mama mit aufeinandergepressten Lippen. »Lasst mehr Wasser in das erste Becken, aber haltet euch vom Wehr fern.«

Jo tat wie geheißen, holte ihren Bruder und führte ihn durch die Marsch. Henry folgte ihr über die Dämme und trat nach dem getrockneten Schlamm, die Hände in den Hosentaschen vergraben. Dass man ihn von seinem Buch weggeholt hatte, passte ihm gar nicht. Er sah dabei zu, wie sich Jo an der Hauptrinne in den Matsch kniete. Sie löste den Knoten und versuchte, den Flaschenzug irgendwie in Bewegung zu setzen, das Zahnrad klemmte jedoch, weil etwas mit dem Mechanismus nicht stimmte.

»Hilf mir doch«, bat sie, »sieh nach, was da in den Rädern steckt.« Ihre Hände waren vom Schweiß und Meerwasser ganz glitschig, deshalb bekam sie den Griff der Schleuse nicht richtig zu fassen. Auf beiden Seiten der Trennwand wogte und drängte das Wasser wie Insassen bei einer Gefängnisrevolte.

Jo sah hoch, ihr Bruder war jedoch verschwunden. Er war den Kanal weiter entlanggelaufen und hielt auf den Damm zu,

der die Marsch von der rauhen See abtrennte. Ihre Mutter hatte ihnen immer und immer wieder eingebläut, nicht dorthin zu gehen. Denn auch wenn das Wasser dort an der Oberfläche ruhig aussah, war es in der Tiefe so hinterhältig wie ein Lindwurm und konnte kleine Kinder hinabzerren, ohne dass die geringste Spur von ihnen zurückblieb.

»Henry!«, rief Jo, aber er hörte nicht auf sie. »Geh da nicht rein!«, kreischte sie, was aber genau den gegenteiligen Effekt hatte. Es war heiß, und ihr Bruder wollte sich eben abkühlen. Sie sah, wie er sich vornüberbeugte, sein Haarschopf sich der Oberfläche näherte, und er dann plötzlich, so wie ihre Mutter es immer prophezeit hatte, ins Wasser gerissen wurde. Von der Stelle aus, an der sie stand, konnte sie gar nicht so genau erkennen, was eigentlich passiert war. Sie schoss zu ihm hinüber und wollte sich selbst in die Fluten stürzen, als Angst und völlige Panik sie mit einem Mal lähmten. Sie stand da wie ein Kaninchen im Flutlicht. »Henry!«, brüllte sie immer wieder, aber ohne Ergebnis. Sie zwang sich, ins schaumige Nass hinabzusteigen, um ihren Bruder zu retten, doch ihre Angst, wie er unter Wasser gezogen zu werden, war größer. Wer würde sie dann herausholen? Sie wartete zehn Atemzüge lang, doch Henry kam nicht wieder an die Oberfläche zurück. Der Lindwurm hatte ihn mit Haut und Haaren verschluckt. Atemlos stand Jo da, bis sie mit einem Mal wieder zu sich kam und losrannte, um Mama zu holen.

Das Gesicht ihrer Mutter angesichts dieser furchtbaren Nachricht, als Jo allein in die Küche gerannt kam, würde sie niemals vergessen. Eigentlich hatte sie mit Entsetzen gerechnet, mit Wut vielleicht, aber als Jo die Worte hervorwürgte, schlug ihre Mutter nur die Hände vors Gesicht und atmete geräuschvoll aus, als hätte sie ihr Leben lang auf diese Kunde gewartet und könnte nun endlich alles aus sich herauslassen.

Als ihre Eltern schließlich Henrys Leichnam aus dem Wasser bargen, war er aufgedunsen und kalkweiß – längst eher Meeres-

wesen als Landgetier. Jo sah dabei zu, wie sie ihn auf den Boden legten. Entsetzt betrachtete sie, was Salzwasser mit einem Menschen anrichten konnte, wenn es sich bis auf die Knochen in ihn hineinfraß, was *sie* Henry angetan hatte, weil sie ihm nicht nachgesprungen war. Ihre Mutter bemerkte ihren Blick, tat aber nichts, um Jo zu trösten, also nahm Jo stattdessen ihre kleine Schwester ganz fest in den Arm. Sie begriff, dass das erste Kapitel ihrer Kindheit gerade unwiderruflich zu Ende gegangen war. Claire wand sich und quengelte, Jo ließ sie aber nicht los, aus Angst, dass auch sie zum Wasser hinüberlaufen würde wie Henry und es dann wieder ihre Schuld wäre.

Drei Tage nach Henrys Tod wurde es sogar noch heißer, die Luft stand so still, als hätte sie böse Absichten, und das Salz türmte sich in den Verdunstungsbecken zu kleinen Häuflein auf. Die Bassins trockneten eins nach dem anderen völlig aus, und als der Wind wieder wehte und die Flocken davonpustete, entdeckten Jo und ihre Mutter, dass sich der Schlamm in der Senke nahe Henrys Grab blutrot gefärbt hatte.

Ihre Familie war daran gewöhnt, dass die Becken ihre Farbe änderten. Am Ende jedes Sommers, wenn die Mineralienkonzentration im Schlick auf dem Grund der Bassins am größten war, gediehen dort Algen in Grün-, Lila- und rötlichen Brauntönen und verwandelten die Marsch in eine bunte Patchworkdecke. Aber so etwas hatten sie noch nie gesehen. »Großer Gott«, murmelte Mama, schob Claire auf ihrer Hüfte zurecht und bekreuzigte sich am Rande des Beckens. »Es geht einfach nie vorbei.«

»Was denn?«, wollte Jo wissen. Das waren ihre ersten Worte seit drei Tagen, und ihre Stimme klang so kratzig wie die Krallen einer Katze auf Holz.

Ihre Mutter legte den Arm um sie und zog sie dicht an sich heran. Seit dem Unfall und ihrer anfänglichen Kühle nutzte Mama nun jede Gelegenheit, um sie zu berühren, was für Jo sowohl ein Trost als auch eine Qual war. Sie wusste, dass sie

Henrys Platz niemals einnehmen konnte. »Frag nicht«, sagte Mama.

In der Ferne hörte Jo die Verandatür zuschlagen. Die geduckte Silhouette ihres Vaters trat hinaus. Er hatte entschieden, auf die altmodische Art zu trauern, trug Schwarz, aß kein Fleisch und sprach nur, wenn es unbedingt nötig war. Seine Saufabende bei Fletcher's hatte er ebenso wie die Musik und das Pokerspiel aufgegeben, nur auf den Gin konnte er nicht verzichten. Er machte sich nicht einmal mehr die Mühe, die Flasche im kaputten Klavier zu verstecken. Stattdessen stellte er sie offen auf das Instrument, und Jos Mutter ließ es ihm durchgehen.

»Wo geht Papa denn hin?«, fragte Jo, als ihr auffiel, dass er einen Koffer in der Hand hielt. Er lief den sandigen Pfad in Richtung Stadt entlang, und sein Umriss wurde kleiner und kleiner. Jos Mutter strich ihr übers Haar. Auch sie trug Schwarz wie Jo und Claire, ihre Trauer war jedoch weniger offensichtlich. Sie brauchte diese ganzen Förmlichkeiten des Trauerns nicht. Es war vielmehr so, als ob die Strömung, die am Damm zerrte, mit aller Gewalt versuchte, ihre Seele hinaus ins Meer zu reißen, wo sie brodeln und schäumen würde.

»Jetzt bleiben nur noch wir Frauen«, murmelte sie. »Ich weiß auch nicht, warum ich je gedacht habe, es könnte anders sein.« Sie sah dabei zu, wie Jos Vater auf dem Weg verschwand, dann ging sie zu dem roten Becken hinüber und nahm etwas Salz. »Mach den Mund auf«, verlangte sie von Jo und streute ihr eine Prise der bitteren Substanz auf die Zunge. »Und jetzt schluck es runter.«

Jo tat wie geheißen und stellte erstaunt fest, dass dieses Salz trotz seiner Farbe gar nicht anders schmeckte. Offensichtlich ging das Leben weiter wie bisher auch. Aber das war nicht die Lektion, die ihre Mutter ihr hier erteilen wollte. Mama kniete sich hin und sah Jo in die Augen. Sie schob ihr noch ein paar Körnchen in den Mund. »Du musst tiefe Wurzeln schlagen und mit dem Land eins werden«, erklärte sie. »Du bist eine wahre

Gilly. Claire und du, ihr müsst jetzt unseren Namen weitertragen. Denk immer daran, Jo. Die müssten dein Innerstes nach außen kehren, um das Salz aus dir herauszubekommen.«

Jo leckte sich die salzigen Lippen und schloss die Faust um einen glatten Kieselstein, den sie seit Henrys Tod ständig mit sich herumtrug. Vor dem Zubettgehen hatten Henry und sie stets Schere, Stein, Papier gespielt, und sie hatte dabei jedes Mal gewonnen.

»Papier schlägt Stein!«, hatte sie dann immer gerufen und seine Faust mit ihrer glatten Hand bedeckt, während Henry mit den Tränen gekämpft hatte. Jetzt sah es so aus, als ob Jo schon wieder gewonnen hatte, denn hier stand sie nun mit ihrem Kiesel, und ihr Bruder war tot. Stein war stärker als Salz, Salz war stärker als Fleisch, und das Fleisch sank im Wasser wie Eisen hinab. Es fühlte sich furchtbar an. Jo warf den Stein in das Becken und sah ihn untergehen.

»Was war das?«, fragte ihre Mutter.

»Nichts«, antwortete Jo. Ihre Mutter schaute sie wütend an und wandte sich dann zum Haus um, in dem nun weder Henry noch ihr Vater auf sie warteten.

»Das Salz darf nicht mit Dingen vermischt werden, die da nicht reingehören«, warnte sie. »Sonst musst du mit dem Schlimmsten rechnen.«

»Was könnte denn noch schlimmer sein als Henrys Tod?«, fragte Jo und wischte sich über die Augen.

»Sehr vieles«, meinte ihre Mutter. »Aber du bist einfach noch zu klein, um das zu begreifen.«

Jo wartete ab, bis ihre Mutter wieder beim Haus war, und warf dann noch ein Steinchen ins Becken. Sie sah dabei zu, wie es im roten Schlamm versank, wo es verweilen und den aufgedunsenen Überresten ihres Bruders in der Erde Gesellschaft leisten würde, als Symbol ihrer Trauer, das Einzige, was sie ihm geben konnte.



Tiffany Baker

Das Geheimnis der Salzschwestern

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74472-5

btb

Erscheinungstermin: Juli 2013

Zwei verfeindete Schwestern und ein geheimnisvolles Familienerbe

Seit Generationen ist die Salzfarm an der Küste Neuenglands im Besitz der Frauen der Familie Gilly. Auf diesem entlegenen Fleckchen Erde wachsen auch die beiden Schwestern Jo und Claire auf, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Während Jo, eine spröde Einzelgängerin, sich der Tradition und dem Gilly-Salz zutiefst verbunden fühlt, wünscht sich Claire nichts sehnlicher, als endlich die Salzfelder und das Gerede der anderen hinter sich zu lassen – denn den Gilly-Frauen und ihrem Salz, so wird hinter vorgehaltener Hand gemunkelt, sagt man magische Kräfte nach ...